

Schön vermessen oder Die Gnade der frühen Geburt



Aufgewacht bin ich von den ersten Tönen des Babys, ich war schneller wach als das Kind. Ich hob es aus dem Bett, das neben meinem stand, suchte im Halbschlaf die Brust, legte es an und wir beide schiefen weiter, angeregt vom leisen Schmatzen, den kleinen Händen, dem Milchtritt einer Katze ähnlich, die meine Brust massierten. Es gab keine App, in der ich die Dauer der Stillsitzung eintrug. Ich habe die Windel nicht gewechselt, ich war zu müde und der Windeleimer wurde geleert, wenn er voll war, ohne zu notieren, wie viel Windeln pro Tag und Nacht verbraucht wurden. Ich wusste nicht, wie oft ich die Kinder stillte. Ich wusste nicht, wie lange unsere Söhne schiefen und wachten. Ich wusste auch oft nicht mehr, welche Brust ich als letztes gegeben hatte. Ich hatte keinen Notizblock neben mir, geschweige denn ein Handy, das verlässlich die Daten aufnahm, verwertete und in der Gruppe junger Eltern mit den Ergebnissen der anderen verglich, damit ich gleich wüsste, wo im Ranking unser Nachwuchs zu finden war.

Gespräche mit Erzieherinnen in der Kindergartenzeit gab es nicht. Solange die Kinder zufrieden aus dem Kindergarten kamen, sahen wir keinen Grund nachzuhaken.

Elternsprechtage waren für uns nicht wichtig, es gab keine besonderen Ereignisse, die die Lehrer mit uns besprechen mussten. Entstand das Gefühl, dass etwas in Schieflage kam, so suchten wir das Gespräch mit dem betreffenden Lehrer.

Musikunterricht und Sport waren Angebote und Möglichkeiten für die Kinder herauszufinden, was ihnen Freude bereiten könnte, worin ihre Stärken liegen könnten, sie waren aber keine anhaltende Pflicht. Wurde ein Angebot gerne wahrgenommen, so wurde das unterstützt, wurde es nach einer Weile zur Qual, so stellten wir die Aktivitäten ein und sparten das Geld. Sicherlich hätte man an dem einen oder anderen dran bleiben können, was keine Garantie gewesen wäre, dass die Kinder als Erwachsene dabei geblieben wären.

Was es schon gab, das waren die Gespräche auf dem Spielplatz. Scheinbar neigt der Mensch zum Vergleich und zum Wettbewerb, denn gut fühlte man sich, wenn das eigene Kind eher lief, als das der anderen, wenn es eher sprach und irgendwie besonders intelligent oder sportlich oder leistungsfähig erschien. Der Träumer, der Entwicklungsverzögerte war schon damals ein bemitleidenswertes Wesen, den Eltern machte man Mut und sagte, so sei das nun einmal, aber erleichtert war man doch, dass beim eigenen Nachwuchs scheinbar alles reibungslos klappte.

Sorge entstand bei den Vorsorgeuntersuchungen beim Kinderarzt. Damals waren es noch sieben Untersuchungen, bis das Kind in die Schule kommt, heute sind es zehn. Stimmen die Maße, ist der Entwicklungsstand in der Norm, hört es gut, spricht es für sein Alter angemessen, bewegt es sich richtig? Bang wartete ich die Untersuchungen ab. Hier eine zu krumme Wirbelsäule, dort eine unerklärliche Durchfallerkrankung, dann doch die Brille, alles in allem Kleinkram. Aber wirklich auf Trab hielten uns die kleinen Unfälle, die Löcher im Kopf, die Kinderkrankheiten, die Fahrradstürze und das Warten, wenn der Schulweg wieder so spannend war, dass er statt der obligatorischen zehn Minuten eine Stunde dauerte.

Es gibt ein paar Notizen, die ersten Worte und die schönsten Worterfindungen, immer getragen von der Freude der wundersamen Überraschungen, die die Entwicklung der eigenen Kinder zu Tage förderte. Alles in allem erscheint mir das so unbeschwert, so unrealistisch und unglaublich blauäugig und zugleich ist es doch – im Nachhinein – ein aus meiner Sicht gesunder Instinkt, der uns gerne Eltern sein ließ, ohne von extremen Datensammelaktivitäten bestimmt gewesen zu sein. Vielleicht ist das wirklich die Gnade der frühen Geburt, denn die Messbarkeit heute verändert den Blick, fokussiert auf Zahlen und birgt die Gefahr, dass nur die Dinge wahrgenommen werden, die auch messbar sind.

Zahlen geben das Gefühl von Verlässlichkeit. Das ist kein Gefühl, das ist ein Fakt. Und Zahlen erleichtern den Vergleich. In der Süddeutschen Zeitung vom 18./19. Juli 2015 war zu lesen, dass Eltern von drei Kindern *45-mal von Erziehern, Lehrern und Ärzten darüber unterrichtet* werden, *wie die Kinder im Vergleich zu anderen abschneiden*, bevor sie in die Schule kommen. Mit dem Fazit, dass man so früh wie möglich intervenieren kann, damit

bloß nichts verpasst wird, was eine gesunde Entwicklung möglich macht. Diverse Apps gibt es auf dem Markt, die den Alltag der Kinder in Zahlen festhalten. Eine typische Bilanz liest sich wie folgt:

Das Kind wurde achtmal gestillt und sechsmal gewickelt (dreimal war die Windel nass, einmal voll, zweimal beides). Das Kind war eine halbe Stunde fröhlich, es hat gelacht, weinte dreimal, krabbelte und rollte sich. Schlafphase, Größe, Gewicht, Kopfumfang, Körpertemperatur – alles landet in einer Timeline. Und der geniale Clou an der Sache: Die App synchronisiert die Daten automatisch, sodass beide Eltern auf dem Laufenden sind.

Der Vergleich findet dann in der Echtzeit-Datenbank mit den Daten anderer Nutzer statt.

Aber schnell kann einem auch die Freude an dieser Entwicklungsbegleitung vergehen, denn dieses System gibt Kindern wenig Gelegenheit, nach dem eigenen Rhythmus groß zu werden. Der Blick der Eltern auf das Kind wird ein neuer. Immer in der Sorge Entwicklungsförderungsmöglichkeiten zu verpassen, wird die Beziehung mechanisiert. Aus der Begleitung wird Beobachtung. Viel schneller und viel früher werden Kinder zu Therapeuten geschickt, Logopäden und Ergotherapeuten können sich kaum noch vor jungen Patienten retten. *Der amerikanische Psychiater Peter D. Kramer warnt in der Zeitschrift „Psychology Today“ vor dieser Entwicklung: Die Grenzen für Normalität würden immer enger gesteckt. Das normale Herumtoben werde zur Aufmerksamkeitsstörung, Schüchternheit zur sozialen Phobie.*

Die Verfahren, die zur Früherkennung zur Verfügung stehen, sind allerdings zu ungenau und außerdem spielt immer auch die subjektive Einschätzung der Ärzte, der Erziehenden und Lehrenden eine nicht unbedeutende Rolle. Die Instrumente führen dazu, dass zu viele Kinder als auffällig gelten, während *ausgerechnet jene zehn Prozent, die eine Förderung brauchten*, nicht auffielen.

Was das Vermessen mit uns Menschen wirklich macht, ist noch nicht geklärt, aber das Phänomen, wissenschaftlich als „reflexive Selbstverwissenschaftlichung“ bezeichnet, rückt immer mehr in den Fokus des soziologischen Interesses. Und hier geht es nicht um die Verunsicherung junger Eltern mit berechtigten Ängsten, die nur das Beste für ihr Kind

wollen. Hier geht es um das freiwillige Zurschaustellen des eigenen Körpers, der eigenen Daten und Leistungen. Schritte zählen, Herzfrequenz, Blutdruck, alles wird gemessen, dokumentiert und gespeichert.

Sich selbst gläsern machen, das Innerste nach außen zu kehren, das scheint die Maxime unserer Zeit zu sein. Die Soziologin Nicole Zillien hat ein dreijähriges Projekt an der Universität Trier zu diesem Thema gestartet und gibt kritisch zu bedenken, ... *das gerade im medialen Diskurs das Phänomen sehr negativ dargestellt ist, dass sich da Nutzer dieser Selbstvermessungstechnologien in einer Optimierungsgesellschaft quasi dem Diktat einer kapitalistischen Denkweise unterwerfen.*“

Nicole Zillien macht darauf aufmerksam, dass auf diese Art und Weise eine Verwissenschaftlichung des eigenen Körpers und eigenen Alltags in Gang gesetzt wird. Das heißt, *man stellt den Körper in Zahlen dar*. Dabei bleibt die Frage ungeklärt, ob das, was gemessen wird, überhaupt wichtig ist. Ob damit nicht andere Bereiche zu sehr vernachlässigt werden und eine sinnentleerte Einseitigkeit in der Selbstwahrnehmung zustande kommen könnte, steht zur Diskussion. Denn alles, was nicht gemessen wird, ist nicht. Das Schöne an den Zahlen ist ihre Objektivierbarkeit. Bei den Soziologen heißt dieses Phänomen Objektivierungs-Suggestion. Es wird der Eindruck erweckt, dass die numerische Darstellung einen höheren Wahrheitsgehalt hat, also verlässlicher ist als das, was wir wahrnehmen, empfinden und fühlen, ohne daraus ableitbare Daten generieren zu können. Außerdem erzeugt dieser Blick auf die eigenen Daten eine Distanz zum eigenen Körper. Alles geht in eine distanzierte Selbstbetrachtung über, garniert durch eine umfangreiche Sammlung von Selfies, die die visuelle Kontrollinstanz zu den Daten darstellt.

Wozu findet diese Selbstoptimierung überhaupt statt? Wir wissen, dass der Mensch den Vergleich zu seinen Mitmenschen benötigt, um mehr über sich selbst zu erfahren. Aber es lässt sich doch fragen, ob nicht gerade durch die wahrnehmbaren Unterschiede die Palette der Möglichkeiten, Lust auf Individualität macht. Aber zu viel Individualität scheint eher zu verängstigen. Die Norm ist das, was angestrebt wird, zumindest wenn es um das Erscheinungsbild des eigenen Körpers geht. Wie ärgerlich, dass wir noch immer nicht alles

im Griff haben. Der Körper scheint trotz aller noch so brutalen Anstrengungen, Dauerdiäten und „Quäl-dich“ Programmen nicht gehorchen zu wollen. Laut der Süddeutschen Zeitung vom 8./9. August 2015 stemmen 9,1 Millionen Deutsche in Fitnessstudios Gewichte - so viele wie in keinem anderen Land in Europa. Apps mit den abenteuerlichsten Trainingsplänen treiben die Hobby-Sportler an. Mehr Training, mehr Muskeln und natürlich die richtige Diät, sind Alltag vieler Menschen. Es geht oft nur um die Strandfigur für den nächsten Urlaub und um die Vorstellung einem Ideal entsprechen zu müssen, dass es so nicht gibt. Widersinnig die Anstrengungen, die gegen die Wahrheit ankämpfen, die nicht wegzuhungern ist: Das, was als normal angesehen wird, ist objektiv nicht normal und nicht die Superschlanken weisen die höhere Lebenserwartung auf. Es sind die Menschen, die sich mit einem leichten Übergewicht arrangiert haben. 75 Prozent aller Jugendlichen sind normalgewichtig, aber nur 40 Prozent halten sich auch für richtig. Erstaunlich dabei ist, dass diese normativen Ausrichtungen unterschwellig gesellschaftliche Strömungen befördern, die schnell zur sozialen Ausgrenzung führen können. Wer nicht so rank ist, so schlank ist und so toll ist, wer nicht trainiert und leistungsstark rüberkommt, wer nicht alles tut, um fit zu sein, der macht anscheinend etwas falsch.

„Körper ist gegenwärtig Kult, keine Frage. Und noch nie vorher in der Geschichte war so offenkundig, dass dieser Kult sich auf Design, nicht auf Natur bezieht.“ Das schreibt Klaus Müller in seinem Buch *Endlich unsterblich*. Er bringt es noch genauer auf den Punkt: „Am Körper wird ästhetisch, chirurgisch, chemisch laboriert, was das Zeug hält. Nur so wird und bleibt der Körper – und mit ihm seine Bewohnerin/sein Bewohner – marktfähig in der Konkurrenz der Schönen und Fitten um die Schönen und Fitten.“

Was das mit unserer Seele macht, weil es immer leichter wird die gesellschaftlichen Verlierer auszumachen, bleibt unklar.